

# Die Krähe

Autor(en): **Küng, S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **238 (1959)**

PDF erstellt am: **25.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-375646>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Krähe

Von G. Küng

Im Ruchwald drüben hatten die Krähen ein Nest gebaut, und seitdem das der Luzis Seppli, der zehnjährige, der an der Gand oben daheim war, gesehen hatte, da hockte er jede freie Stunde im Ruchwald und beschaute die Flüge der Alten, beobachtete aufs genaueste ihren Morgenflug, ihre Mittagsrast und ihren Abendzug.

Eine junge Krähe zu bekommen, das war Tag und Nacht sein Sinnen und Trachten, eine Krähe, so wie der Einäugige eine gehalten, der Knecht, den sie einmal gehabt und den der Vater fortgejagt und dem das Tierlein auf Schritt und Tritt gefolgt und nachdem er fort war, keine Nahrung mehr zu sich genommen und freiwillig verhungerte, so wie ein Hund verhungert, der auf dem Grabe seines Herrn liegt. Ja, solch ein treues Gefier, so eines hätte der Seppli an der Gand einmal haben mögen, dort an der „Gand“, wo zwölf Rühе im Stalle standen, zwei stattliche Pferde und eine Viehgeiß.

An den Rühеn hatte er noch keine Treue erfahren können, an den Kossen auch nicht und an der Viehgeiß nicht. Denn die waren andern Schlages und dies, weil der This, der rohe Knecht, den sie hatten, andern Schlages war.

Das war ein Tyrann und stark wie ein Ochse, das war er. Und weil d e r ein Tyrann war, so waren die Tiere voll Scheu und verloren die Treue und kannten auch keine Liebe, die wohl bei besserer Behandlung in ihnen erwacht wäre. Da Sepplis Vater, der Luzi, geschäftshalber so viel fort war und sich deshalb des Betriebes wenig annehmen konnte und der Knecht stark war und seine Dienstat mit Riesenkraften und für drei schaffte, drückte der Vater ein Auge zu und ließ den Knecht gewähren, obwohl er schon wußte, daß der die Peitsche und den Stock mehr brauchte, als ihm, dem Bauer, lieb war. Der Bub mochte den Knecht nicht. Eine Mutter war keine da. Die war bei Sepplis Geburt gestorben. Und die Magd – ja die Magd – die hielt es mit dem Knecht. Da war für den liebehungrigen Jungen auch nichts zu holen.

Es war an einem wunderbar klaren Maienitag. Der Vater war schon mehrere Tage fort. Am Morgen hatte der Seppli an der Ruchwaldwand drüben ein so seltsames Piepen in den Zweigen gehört, dort, wo der Horst lag, und er hatte das seltsame und hastige Hin- und Herfliegen der Alten über den Wipfeln gesehen.

„Jetzt sind die Jungen da. Jetzt gilt's“, sagte er. Der Tag war recht. Die Sonne sandte ihr Gelichte durchs Geäst, und die Schule war frei; am Tage vor Pfingsten.

Die Magd hatte heute auch keine Zeit für ihn. Sie mußte die Stube, die Fenster putzen und die Einkäufe in der Stadt besorgen.

So waren dem Seppli seine Füße frei und seine Hände nicht gebunden. Kaum hatte er sein Morgenessen gelöffelt, so ward er auf dem Hofe nicht mehr gesehen. Der Ruchwald liegt eine gute halbe Stunde weit weg von der Gand.

Barsuß kroch der Seppli durchs Gehölz. War das ein Leben im Walde! In jedem Busche sang es. Ein jeder Zweig sang Lieder, und es rauschten die Wildwässer. Und durch die nahen Wipfel fuhr das Säuseln des Morgenwindes.

Der Bub hörte von alledem nicht einen Laut. Er sah nur die knorrige Weißtanne mit ihren bartigen Ästen und darauf den Horst, wo die Raben hausten – und jetzt – ja, da war es ja wieder zu hören, das seltsame Piepen.

Er kroch, so leise er konnte, mit angehaltenem Atem, über den Moosgang und durch das Steingeröll, das ihn noch trennte von dem Orte, wo seine Geheimnisse lagen. Jetzt hatte er die Tanne erreicht. Er maß sie vom Fuße bis zur schwindligen Höhe, wo der Horst lag. Zuerst überkam ihn ein leises Zittern, als er die Höhe erkannte und das Gewirr der Äste übersah; dann aber faßte er Mut, stülpte die Hemdärmel zurück, erklimmte die ersten knorrigen Äste. Es ging ja so leicht. Von Stufe zu Stufe stieg er, von Ast zu Ast.

Oft hielt er inne, um Atem zu sammeln. Das Piepen in der Höhe war immer lauter, und ängstlicher schien es ihm zu werden, und stärker pochte sein Herz.

Jetzt war er oben. Die jungen Raben flatterten mit halbwüchsigen Schwingen, sperren ihre Schnäbel auf und schauten verängstigt den Menschen an, der ihre Ruhe im Horste zu stören wagte.

Jetzt ein Greifen nach dem ersten, dem größten, der ihm gerade am nächsten lag. Ein angstvolles Piepen, das dem Knaben durch Mark und Bein fuhr, durchtönte die Wipfel

Und jetzt ein Rauschen über ihm – ein schwarzer Schatten – ein Gekrächze und Schreien, Toben und Flügel schlagen, als würden tausend Wetter auf einmal über den ganzen Ruchwald herfallen. Die Alten – die Alten!

Seppli wollte zurück, griff nach einem untern Ast, verfehlte ihn und stürzte kopfüber durch das knorrige Gewirr, seitlings, rücklings aufschlagend.

An einem der untersten Äste konnte er sich noch festhalten. Doch brach der morschengewordene Halt, und der Bub lag unten mit blutendem Kopf, mit

verschundenen Gliedern, und mit - gebrochenem Fuße.

„Wo doch der Bub wieder hockt“, schimpfte die Magd als er beim Mittagessen nicht erschienen war.

„Ja, der Bueb“, grollte der Knecht. „Das ist ja gar kein Bueb. Aus dem gibt's unser Lebtag nichts. Der flennt ja, wenn ich dem ‚Schegg‘ einen Fußtritt gebe und heult, wenn meine Geißel knallt.“

In diesem Augenblick, wie der Knecht das sagte, fuhr ein Auto in den Hof ein. „Der Meister ist da“, sagte die Magd. Beide gingen hinaus.

„Wo ist der Seppli, daß er nicht auch kommt?“ fragte der Gandenbauer.

„Wir wissen es nicht“, gab die Magd zurück.

„Er ist heute nicht zum Mittagessen gekommen, und seit dem Morgen haben wir ihn überhaupt nicht gesehen. Dem Gändner kam das sonderbar vor.“

Unterdessen war es Frühabend geworden, und noch war kein Seppli da. Der Bauer war immer unruhiger geworden.

„Ihr werdet doch wissen müssen, wo der Bueb steckt“, sagte er unwirsch zur Magd. „Hat er denn das schon mehr so getrieben, wenn ich fort war?“

„Es ist sonst noch nie vorgekommen“, gab die Magd zurück. „Dann ist etwas los. Dann ist etwas nicht richtig mit dem Buben“, sagte der Bauer.

„Der alte Hobe, der Büscheler, hat mir schon ein paarmal gesagt, ja, so dann, wenn ich etwa meinte, der Bueb sollte auch anfangen zuzugreifen im Hof, der Bueb stecke in letzter Zeit immer im Ruchwald drüben; was er da treibe, das wisse er nicht. Nur leztthin, da habe er ihm etwas erzählt von dem Raben, den der ‚Einäugige‘ gezogen, den Ihr als Knecht gehabt und wie der Rabe auf eurem Hofe das Fressen ver sagt habe.“ sprach der Knecht.

„Geh jetzt zum Hobi hinüber und sag', er solle einmal herkommen.“

So sagte der Bauer. Der Knecht ging, und der Hobi kam. Nun gingen der Luzi und der Reismellenmacher den Buben suchen. Sie fanden ihn und trugen ihn heim. - „Wie steht's?“ fragte der Gandenbauer, als der Doktor sein Haus verließ.

„Die Verletzungen sind nicht gefährlich, die Wunden werden heilen. Junges Blut ist das. Das heilt.“

So sprach der Doktor, und man schlief ruhiger im Hause an der Gand. Nur der Vater wachte.

Als der Seppli aus seinem tiefen Schlaf erwachte, saß der Vater neben ihm am Bette.

„Was hattest denn du auch um Gotteswillen auf dieser Weißtanne zu tun?“ fragte der Bauer.

„Weißt, Vater ... Ich wollte ja nur ...“, und der Seppli fing zu weinen an.

„Ruht jetzt nicht weinen, Seppli. Es ist ja jetzt wieder alles gut. Aber was hattest denn du dort drüben im Ruchwald auf jener Weißtanne zu tun?“

Seppli hob den Kopf und flüsterte dem Vater ins Ohr: „Ich wollte nur einmal so etwas Treues haben, wie der ‚Einäugige‘ es gehabt ... weißt du, die Krähe ... So ein treues Tier wollte ich mir holen, aus dem Horst von der Weißtanne.“

„Du hast doch Tiere genug im Stall. Was brauchst du denn Krähen?“ fuhr der Vater weiter.

„Unsere Tiere sind nicht treu, die Kühe nicht, die Pferde nicht und die Viehgeiß nicht“, sagte der Bub. „Ja warum denn nicht?“ lachte der Vater.

„Aber Vater, der Zhis ist so grob, und er gibt ihnen Fußtritte, wo er nur kann, zerbricht Haselstöcke auf ihren Rücken und schlägt sie, daß sie bluten, und der ‚Einäugige‘ war so gut und die ‚Bles‘ schleckte ihn, wenn er kam und der ‚Falch‘ wickerte, wenn er in den Stall trat, und die Geiß meckerte und streckte fast den Hals aus, um das Salz aus den Händen zu nehmen. Weißt, Vater - und darum war ihm auch die Krähe so treu.“

„Ja, die Krähe“, sagte jetzt auf einmal der Bauer, wurde nachdenklich und sann vor sich hin. Plötzlich stand er auf. „Es muß anders werden“, sagte er und verließ die Kammer. Der „Einäugige“ war ein alter, treuer Arbeiter gewesen. Das war dem Bauer zu wenig in der heutigen Hasterei, wo alles nur ein Jrenen und Hasten, ein Kennen ist.

Dann hatte er den Kiesen eingestellt, der für drei schaffte, aber dabei mit der Schwäbin, der Magd, ganze Nächte hindurch schwelte, dem Bauer die Keller und Kasten leerte und dann die leeren Flaschen in den Bergbach hinunterwarf.

Es stand, benachbart an der großen Heimet der Gand, ein armseliges Häuschen, das Moosbüsle genannt, und darin wohnte ein armer Tagelöhner, der Moosheiri mit seiner Tochter, der Elsbeth. Die Elsbeth, ja, die war das schönste Mädchen der ganzen Gegend gewesen, hatte Augen wie Sterne, rote Wangen und schönes, volles Haar. Diesem Mädchen hatte der junge Luzi einst Treue versprochen. Er hatte sie geliebt und liebte sie jetzt noch, trotzdem er eine andere geheiratet. Der Welt Auge ist Geld, und der Welt Ohr ist Ruhm, Ehre, der Welt Nase wittert Herkommen und Abkunft.

Zu dieser Elsbeth ging nun der Luzi. Ein Jahr später, an Pfingsten, zerschlug der Zhis an der Gand seine Peitschenstöcke nicht mehr an den Gandtieren, und die Schwäbin, die Magd, saß nicht mehr in ihrem Regimente.

Dafür schaltete und waltete die Elsbeth im Haus und draußen, vor dem Scheunentor, saß ein alter, gebeugter Mann, der nur ein Auge besaß. Ein Bub hockte neben ihm und hielt einen jungen Raben in der Hand. Er wollte ihn sprechen lehren.

„Treu, treu, treu!“ so sprach der Junge ihm vor. Und der Alte nickte. „Treue lehre ihn, Treue!“